

Für unsere Kinder

Nr. 4 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1914

Inhaltsverzeichnis: Krieg und Hunger. Von Friedrich v. Logau. (Gedicht.) — Pelle lebt und hat es gut. Von Hans Narud. — Vom Malbaum und seinen Ueberbleibeln. Von B. S. — Herbstabend. Von Hermann Lingg. (Gedicht.) — Das Schicksal. Von Aweis Aharonean. (Schluß.) — Warum die Schildkröte einen kurzen Schwanz hat. Kretolenmärchen.

Krieg und Hunger.

Krieg und Hunger, Kriegs Gezan,
Sind zwei ungezogne Brüder,
Treten, was nur steht, danieder.
Jener führet diesen an;
Wenn mit Morden, Rauben, Brennen
Jener schon genug getan,
Lernt man diesen erst recht kennen:
Denn er wird, wenn nichts mehr ist,
Weder Mensch noch Vieh zu fressen,
So ergrimmt und so vermeßen,
Daß er gar den Bruder frißt.

Friedrich v. Logau.

○ ○ ○

Pelle lebt und hat es gut.*

Von Hans Narud.

Den langen steilen Hügel hinunter, über den der Dorfweg nach Stenseth hinabführt, das damals, wie noch heute, unten auf der Anhöhe lag und auf den Fluß hinabschaute, kamen drei Männer marschirt. Sie hatten Tornister auf dem Rücken und trugen eine Art Uniformen, aber die waren so zerrissen und verstaubt, daß man kaum sehen konnte, woraus sie gemacht waren.

Die beiden, die vornweg gingen, waren jung und hatten hartlose Gesichter und langes, glattes Haar, der eine ganz weißblondes; der dritte, der hinterdrein ging, war älter und dunkler, trug kurzes Haar und großen Knebelbart, und der hatte einen langen Säbel an der Seite und eine Pistole im Leibriemen — den linken Arm trug er in der Binde.

Als sie sich dem Gehöft näherten, sprang er vor, machte das Gatter auf, zog den Säbel, stellte sich voran und marschierte stramm mitten auf den Hofplatz. Dort kommandierte er Halt.

* Aus dem schönen Buch: Hans Narud, Kroppezeug. Zwölf Geschichten von kleinen Menschen und Tieren. Verlag von Georg Meiseburger, Leipzig.

daß es zwischen den Hauswänden nur so schallte, warf einen finsternen Blick rückwärts und begegnete zwei Paar verschüchterten Augen, die sich verwirrt zwischen den Gebäuden umsahen.

Es war gerade in der Mittagstätt und ganz still auf dem Hofe; in dem Sonnenrauch zwischen den vielen alten Häusern lag ein feiner Duft von frischgetrocknetem Heu.

Es mag schon sein, daß du dich damals auf dem Stensethhofe nicht ausgefannt haben würdest und auch nicht ganz unten im Tal, denn dies ereignete sich vor ungefähr hundert Jahren. Der Fluß floß damals ebenso breit und blank unten im Talgrund wie heute, aber die flache Landstraße gab es freilich noch nicht, nur einen schmalen Weg, der die Hügel hinauf und herab durch jedes Gehöft hindurchlief, mit Gattern am Aus- und Eingang. Und das alte Hauptgebäude auf Stenseth steht wohl heute noch ebenso mauerfest, aber es hat eine neue Galerie bekommen, und weiter ist ein neues weißgestrichenes Haus hinzugekommen; und der Kuhstall, die Scheune und der Pferdestall, die damals jedes für sich standen, sind jetzt alle unter einem Dache vereinigt, und an Stelle der drei kleinen Vorratshäuschen ist ein einziges großes gekommen; und wo jetzt die schnurgerade Pappelallee vom Hauptweg über Acker und Wiese zum Gehöft hinunterführt, war damals ein unwegfamer, mit Birken bewachsener Gang.

In dem Augenblick, als die drei haltmachten, fing ein Hund drinnen im Gang zu bellen an, und der Kopf eines Knaben kam in der offenen Tür des Holzschuppens zu Vorschein. Er fuhr jedoch schnell wieder zurück, als hätte er sich gebrannt.

Das war Per, der Sohn des Bauern auf Stenseth; er war elf Jahre alt.

Es hatte seinen guten Grund, daß Per den Kopf so rasch wieder zurückzog; er hatte nämlich diese Burschen erwartet, aber erst in einigen Tagen und freilich in ganz anderer Verfassung.

Vor einer Woche war vom Generalquartiermeister selbst — demselben, der im Herbst vorigen Jahres einmal mit seinem Gefolge auf Stenseth im Nachtquartier gelegen hatte — ein Gilbote ins Tal gekommen mit dem Befehl an den Bauern, er möge sich bereithalten, schwedische Kriegsgefangene ins Quartier zu

nehmen; an andere hatte er den Befehl gebracht, Schwären ans Heer zu liefern. Nach Stenseth sollten Kriegsgefangene kommen, weil der Stenseth bereits früher ein Pferd gestellt, wie auch anderes geliefert hatte.

Der Bote hatte auch Briefe mitgebracht von denen, die draußen im Felde lagen. Unter diesen war auch Pers Ohm. Er schrieb, es ginge ihm gut. Schweden hätte er bisher noch nicht gesehen; aber es sei knapp mit dem Essen. Vor kurzem hätten sie, zwanzig Mann stark, auf Feldwache gestanden, drei Nächte und Tage, und den letzten Tag hätten sie Essen überhaupt nicht einmal zu sehen gekriegt. Darauf hätten sie jeder ein paar Maß Hafer bekommen. Den hätten sie auf großen Steinen zerquetscht — ein feines Mahlen sei es nicht gerade geworden — und das Mehl hätten sie mit Wasser zu ein paar großen Klumpen zusammengerrührt, darauf Feuer angemacht und die Mehlklumpen darübergelegt; aber sie hätten bloß den Geruch davon bekommen; denn im selben Augenblick wäre Alarm geschlagen worden, und als sie zurückgekommen, wären nur noch verkohlte Reste übrig gewesen; aber die hätten sie trotzdem gegessen.

Als Pers Vater das gelesen hatte, fragte er sich hinter dem Ohr und ging eine Weile nachdenklich auf und ab. Dann sagte er plötzlich: Sie taugen zu nichts, wenn sie hungern müssen, und darauf ging er und die Mutter ins Vorrathshaus und nahmen allerlei Schwären hervor, schnürten ein tüchtiges Bündel zusammen und packten es dem Saumpferd auf. Er wollte ostwärts nach der Grenze zu ziehen, sie sollten doch jedenfalls eine ordentliche Mahlzeit bekommen, die Leute aus ihrer Gemeinde. Den Gaul wollte er dem Generalquartiermeister geben, sagte er, denn der hatte vergangenes Jahr im Herbst gesagt, es wäre auch knapp mit Pferden.

Die folgenden Tage war viel über die Schweden geredet worden, die nach Stenseth kommen sollten, wie abscheulich und gefährlich die wären, und wie schlimm es sei, daß der Mann fort wäre. Die Mägde getrauten sich nicht mehr allein im Sommerstall zu liegen. Und trotz allen Fragens konnte Per nicht aus der Mutter herauskriegen, was sie mit ihnen anfangen sollten; ob er und Knut Schmied, der Häusler, sie in den Holzschuppen einsperren und mit Knuts Büchse niederschließen sollten, wie sie es in den alten Tagen mit den Schotten gemacht hätten, oder ob sie sie draußen an der Wand festbinden und verhungern lassen

sollten. Knut glaubte nämlich, sie würden mit auf den Rücken gebundenen Händen und großen eisernen Ketten an den Füßen kommen, und er gelobte sich selber, an den Holzschuppen eine Tür mit einem ordentlichen Riegel zu machen, damit sie gar nicht erst den Versuch unternahmen, durchzubrennen. Der Sicherheit halber hatte er seine eigene und Pers Axt geschliffen und ein Fuchseisen eingeeißelt, das er draußen vor die Tür aufstellen wollte, wenn er und Per Wache hielten.

Aber nun waren sie bereits da — und nicht in Ketten, und Per stand in dem offenen Holzschuppen und konnte nicht einmal in das Haus hineinkommen! Glücklicherweise war unter der einen Wand des Schuppens ein Loch, gerade so groß, daß er sich hindurchzwängen konnte!

Er raffte eine Axt auf, kroch heraus und schlich sich eilig in die Scheune hinauf, wo ein Riegel innen an der Tür war. Hier blieb er stehen und guckte durch ein Loch in der Tür hinaus.

Die drei waren da stehen geblieben, wo sie haltgemacht hatten. Er sah, daß im Hause eine allgemeine Unruhe entstand, die Mägde guckten zu den Fenstern heraus und fuhren entsetzt wieder zurück, und dort guckten Knut Schmied und der Dienstknecht aus der Knechtstammer, und da langte ein Arm heraus und raffte eine Axt auf, die dort lag; darauf wurde die Tür zugeschmissen, und beide kamen am Guckloch zum Vorschein.

Es dauerte eine lange Weile, und Per stand, den Atem anhaltend, da und wartete der Dinge, die da kommen sollten.

Endlich sah er die Mutter auf die Treppe heraustreten — ganz allein! Und sah er recht — hatte sie nicht gar ihren Kopfsputz auf, gerade als ob sie vornehme Gäste empfangen und ins Haus bitten wollte! Dort ging sie langsam auf sie zu und blieb stehen. Er hörte sie sagen: Der Hausvater ist verreist. Ich bin die Frau auf dem Hofe.

Er, der halt kommandiert hatte, grüßte mit dem Säbel und zog ein Papier hervor: Befehl vom Generalquartiermeister, für zwei Kriegsgefangene Quartier zu schaffen und ihre richtige Ablieferung zu bescheinigen.

Sie nahm das Papier: „Ja, das ist sein Siegel. Ich werde mein Namenszeichen daruntersetzen.“

Er drehte sich zu den beiden anderen um: „Von jetzt an habt ihr der Frau hier zu gehorchen und dem, den sie über euch setzen wird.“ Er steckte den Säbel in die Scheide.

Die Mutter ging nun ganz zu ihnen hin und gab jedem die Hand. Ja, hörte er recht, sie sagte sogar: „Willkommen auf Stenseth!“ und weiter: „Nun kommt mit herein und eßt etwas; ihr scheint mir müde und hungrig zu sein.“

Die beiden jungen Leute sahen aus, als wären sie betäubt und könnten weder hören noch begreifen; aber er sah, daß dem einen, dem weißblonden, Tränen die Backen herunterliefen. Der mit dem Säbel mußte erst auf sie einreden, bis sie endlich begriffen, daß sie mit ins Haus kommen sollten.

Als sie drin sein mochten, kam Per von der Scheune her angeschlichen, und Knut Schmied und der Knecht kamen aus der Knechtstube. Sie trugen noch immer jeder eine Art und gingen auf den Fußspitzen und redeten ganz leise.

Knut konnte das gar nicht verstehen! Solche Leute mit ins Haus zu bitten, als ob sie vornehme Gäste wären! Der eine war ja Norweger und außerdem Unteroffizier, das war etwas anderes; aber diese Schweden! Sie mußte offenbar heute gar nicht wissen, was sie tat, die Mutter Stenseth! Das konnte gefährlich werden; sie mußten sich jedenfalls bei der Tür aufhalten, es würde wohl bald der Bescheid kommen, sie sollten einrücken, sie packen und binden.

Draußen auf dem Hofe wurde die Sache lebhaft erörtert, und das Erstaunen wurde größer und größer, je nachdem die Mägde aus und ein huschten und erzählten. Als sie bange gewesen waren und sich nicht hineingetraut hatten, um den Tisch zu decken, hatte Mutter Stenseth gesagt:

„Du dumme Gans, das sind genau so gut Menschen wie wir.“

Und wie die Frau ihnen aufgetischt hatte! Das Allerbeste im Hause! Und wie die aßen — ja, der Unteroffizier auch —, als hätten sie noch nie etwas zu essen bekommen. Und der Jüngste aß, bis er am Tische einschlieft!

Als aber schließlich eine herauskam und erzählte, Mutter Stenseth hätte oben in der Schlafkammer für sie Betten herrichten lassen und ihnen frische Hemden von denen ihres Mannes gegeben und gesagt, sie könnten nun hinaufgehen und so lange schlafen, als sie Lust hätten, da wurde Knut Schmied so wütend, daß er seine Art hinschmiß und geradezuwegs den Hof verließ.

(Schluß folgt.)

Vom Malbaum und seinen Ueberbleibseln.

Gewiß haben schon manche von euch von dem festlich gezierten Malbaum gehört oder gelesen, um den in der Zeit, als der Großvater die Großmutter nahm, in Dörfern und Landstädtchen die jungen Burschen und Mädchen tanzten und althergebrachte fröhliche Spiele trieben. Ja, der und jener hat vielleicht solchen Malbaum noch in Thüringen, Bayern, Hessen oder einer anderen Gegend Deutschlands in einem abgelegenen Winkel gesehen. Viele freuen sich alljährlich auf die Maie, die gegen Pfingsten vom Vater aus dem Walde geholt oder in der bescheidenen Gestalt eines grünen Straußes vom Markte heimgebracht wird. Und wie oft zieht nicht ein buntgeschmückter, bewimpelter Nicht- oder Hebebaum die Blicke auf sich, der hoch oben am fertigen Dachstuhl eines neuen Gebäudes in die Luft ragt. Malbaum und Nichtbaum haben den gleichen Ursprung, der weit in der Vergangenheit zurückliegt, in Zeiten, wo das Christentum noch nicht entstanden war, wo die meisten der damals lebenden, uns bekannten Völker Heiden waren. Nebenbei: wist ihr, woher der Name Heiden stammt? Von der Heide. Der auf einsamer, weiter Heide wohnende Bauer hielt lange und zäh am Götterglauben der Vorfahren fest. Die zum Christentum bekehrten germanischen Volksgenossen bezeichneten ihn deswegen als „Heiden“. Der alte Götterglaube war eben die Religion der Leute in der Heide. Auf einem ähnlichen Wege kamen die römischen Christen dazu, die Göttergläubigen pagani, das ist Landbewohner zu nennen. Der Ursprung beider Wörter weist darauf hin, daß das Christentum in seinen Anfängen überwiegend eine Religion der Stadtbewohner war, und zwar namentlich der ärmeren, gedrückten Stadtbewohner.

Die alten germanischen Heiden lebten viel fester und inniger mit ihren Göttern verbunden als heute mancher fromme Christ mit seinem Gott. So viele Dinge um sich herum und in sich selbst konnten sie sich ohne den Willen und das Tun von Göttern, das heißt von Wesen, die stärkere Kräfte als sie besaßen, nicht erklären, so daß sie sich in größter Abhängigkeit von deren Macht fühlten. Dazu kam noch der Glaube, daß die Götter, die Geister der Vorfahren, in der unmittelbaren Nähe des Menschen wohnten, in seinem Hause womöglich, mindestens in der Ortschaft oder

im Gau, wo sie ihre Gräber und Heiligtümer hatten. Tief eingewurzelt war daher in den Seelen unserer heidnischen Vorfahren die Überzeugung, daß sie nicht das kleinste Ereignis festlich begehen konnten, ohne daß die Götter dabei waren und teil daran nahmen. Solche Gemeinsamkeit war der Wille der Menschen und der Götter. Sie war nicht möglich ohne einen Treff- und Mittelpunkt, an dem sich die Sippen, Gau- oder Volksgenossen sammelten, und diese Stelle mußte natürlich eine Wohn- oder Besuchsstatt der Götter sein.

Schon in vorchristlicher Zeit, Jahrhunderte vor der Völkerwanderung drangen westliche und südliche germanische Völkerstämme bis an die römische Grenze vor. Hier stießen sie auf eine überlegene Macht, so daß sie zurückgestaut wurden und sich zusammendrängen mußten. Die Sorge für den Lebensunterhalt zwang sie, ihr früheres Nomadenleben als Hirten und Jäger aufzugeben und danach zu trachten, durch Ackerbau dem Boden mehr Früchte abzugewinnen. Nun, da eine ganze Sippe — ein größerer Kreis von Blutsverwandten — in einem Dorfe beisammen wohnten, pflanzten sie in jedem Orte ein lebendes Göttermal für die Sippengeister auf: die Dorflinde. Das Wort Linde soll von „lint“ stammen, der Wurm, die Schlange. Die alten Germanen wähten, wie viele andere Völkerstämme niedriger Kulturstufen glaubten und noch heute glauben, daß Geister und Götter ganz besonders gern die Gestalt einer Schlange annehmen. Sie hätten daher dem Geisterbaum im Dorfe den Namen Linde gegeben. Sehr oft war es eine Linde, manchmal konnte es auch eine Erle oder Ulme sein. Im Westen nahmen die germanischen Stämme als Sippenmal des Dorfes gern eine Eiche, die dann staleke hieß, daß bedeutet Grabplatzscheide oder Malplatzscheide. Unter den Ästen des heiligen Baumes fühlten sich die Sippsgenossen in der Gesellschaft der von ihnen verehrten Geister der Ahnen, der Götter. Hier opferten und dankten sie diesen, hier ersuchten sie ihren Beistand, ihre Gunst, hier feierten sie fröhliche Feste und beschworen sie Eide. Der altgermanische Geisterbaum, Malbaum, hat sich als Malbaum und in mancherlei anderer Gestalt bis in unsere Zeiten erhalten und mit ihm Bräuche, die im Verlauf langer Jahrhunderte in seinem Schatten erwachsen sind. Die ursprüngliche Bedeutung des Baumes aber und der alten Bräuche ist zum Teil vergessen worden.

Als das Christentum von seinen ersten Sendboten nach Deutschland getragen wurde, fanden die frommen Männer dort keine heidnischen Tempel vor, die durch Altäre und Kirchen ihres Gottes verdrängt werden sollten. Aber auf den Malplätzen, die die Sippen in den Dörfern, die Stammesgenossen auf Bergen und in Hainen hatten, da grünte lustig der Götterbaum, ein Wahrzeichen des alten heidnischen Glaubens. Diesen Baum zu fällen, hatte für die Apostel des Christentums unter den germanischen Völkerstämmen die gleiche Bedeutung wie die Zerstörung eines heidnischen Tempels in Rom, Griechenland und Kleinasien. Es war ein Zeichen des Sieges, des neuen Gottes. Wenn Mönche an einen Malbaum die Äste legen konnten, ohne daß der Götter Strafe solchen Frevel erteilte, so mußte gewiß der neue Gott stärker sein als die bisher verehrten überirdischen Mächte. So wenigstens erschienen die Dinge den Augen unserer einfachen rauhen Vorfahren. Man erinnere sich an die Legende, wie Bonifazius die heilige Hesseiche fällt. Mit dem Götterbaum hofften die christlichen Apostel auch den alten Götterglauben auszurotten, die heidnischen Bräuche zu bannen, durch die die Germanen trotz ihrer Bekehrung zum Christentum noch lange mit der Vergangenheit verbunden blieben. Aber wie aus den Wurzeln des niedergeworfenen Heiligtums junge Keiser empor sproßten, so hat auch die Dorflinde weiter durch die Jahrhunderte gegrünt, wenngleich in den meisten Orten niemand mehr wußte, welche große Bedeutung der Baum einst gehabt hatte. Auf diese uralte heilige Bedeutung weist es hin, daß es Orte gab — vielleicht gibt es deren jetzt noch —, wo jedes Jahr ein neuer „Baum“ errichtet wurde, der freilich zum bloßen Pfahl geworden war. Als sich allmählich das Christentum beseßigt hatte, vermischte sich der christliche Glaube und Brauch mit dem altheidnischen Sinne des Pfahls. So kam es, daß er hie und da der Kreuzbaum genannt wurde. Allein den heidnischen Ursprung kann man noch an dem Hahn erkennen, der oft auf seiner Spitze thront. Der Hahn war bei den alten Kelten, Germanen und Slaven ein Geistertier, ebenso bei den Römern, wie auch aus der Legende hervorgeht, die vor Petri Verleugnung Christi den Hahn dreimal krähen läßt. Auch wurde die Dorflinde gern in die Nachbarschaft der Kirche gepflanzt, oft sogar auf den Kirchhof selbst, den alten Malplatz, wo einst unsere Vorfahren in

Anwesenheit ihrer Götter ihre Feste zu feiern und wichtige Beschlüsse zu bekräftigen pflegten, und den das Christentum durch die Errichtung einer Kapelle oder Kirche neu geheiligt hat. In katholischen Gegenden ist der Baum manchmal durch ein Heiligen- oder Muttergottesbild ausgezeichnet, in dem ohne Wissen der alte heidnische Sinn zum Ausdruck kommt.

Die Dorflinde und der Kreuzbaum sind noch heute Zeugen vieler abergläubischen Bräuche, von denen die meisten in grauer heidnischer Vorzeit entstanden sind, wenn sie auch vielleicht mit der Anrufung des christlichen dreieinigen Gottes, der Kirchenheiligen, Jesu Blut usw. verbrämt werden. Dort werden Krankheiten „besprochen“, Hexen und böse Geister „gebant“, Liebeszaubereien „festgemacht“ und anderes mehr. Jedoch auch im öffentlichen Leben des Dorfes spielen die Überlebens des Maibaums eine gewisse Rolle. Um sie finden nach alter Weise ernste Beratungen statt, tollt aber auch die Lust fröhlicher Spiele. In manchen Gegenden besteht noch der Brauch, daß die dorffremde Braut bei ihrem Einzug in die neue Heimatgemeinde um die Dorflinde geführt wird. Durch diese Weihhandlung sollte sie nach heidnischem Glauben den Dorfgöttern empfohlen werden, wie für die Braut die Gunst der Familien- und Hausgötter erfleht wurde, indem man sie im neuen Heim um den Herd geleitete, ums „Hel“, wo ursprünglich die Vorfahren begraben lagen und daher ihre Geister wohnten.

Der alte germanische Glaube von der Bedeutung des Maibaums — ja der Bäume überhaupt als bevorzugte Wohnstätten von Geistern und Göttern — lebt noch in der Neigung der Deutschen weiter, bei festlichen Ereignissen einen Baum dabei zu haben. Sogar wenn das Fest im Zimmer gefeiert werden muß, wie zu Weihnachten, darf der Baum nicht fehlen. Der übliche Blumenstock für das Geburtstagskind ist eine verkleinerte Ausgabe des Baumes. Für die große Frühlings- und Frühommerfestzeit unserer Altvordern war natürlich die Aufrihtung eines Festbaums von größter Bedeutung. Der Zeitpunkt dafür war verschieden, er richtete sich nach der Natur der Gegend. Dort, wo zeitig im Jahre linde Frühlingslüfte die Zweige mit zartem Grün bedeckten, wurde der Festbaum oft schon gegen Ostern errichtet. Im Norden, wo die Bäume spät ausschlagen, pflanzte man den Malbaum am ersten Mai oder gegen Pfingsten auf. Daher erhielt der

Festbaum den Namen der Maie oder auch der Pfingstmaie. Als Maie gaben unsere Vorfahren der Birke den Vorzug, deren frisch und schön grünende schlanke, bewegliche Zweige wie den Menschen so auch den Göttern gefallen mußten. Doch kamen auch andere aussprossende Laubbäume als Maie zur Verwendung, ja, wo es zur Festzeit daran fehlte, selbst Nadelbäume. Das letztere war zum Beispiel dort der Fall, wo der Malbaum als „Osterbaum“ schon zu Ostern gesetzt wurde. (Schluß folgt.)

o o o

Herbstabend.

Durchs Stoppelfeld auf Nebelstreifen
Weht traurig kalt Novemberwind;
Dort wankt am Wald mit Reifighäufen
Ein armes Weib und führt ihr Kind.

Dort sucht man die vergehne Traube,
Dort pflückt man Schleh und Hagebutt.
Im Hofe pickt die wilde Taube
Ein Körnchen noch aus Stroh und Schutt.

Und hier, gebeugt aus müden Füßen,
Kehrt einer heim, arm und allein,
Um noch zum letztenmal zu grüßen
Die letzte Seele, die noch sein.

Her mann Klingg.

o o o

Das Schicksal.

Von Aretts Aharonean. (Schluß.)

Der Kurde näherte sich mir.
In diesen Tagen und an diesem Platze sich zu zeigen, sagte er, würde kein Armenier den Mut finden. Du scheinst mir keine gute Frucht. Wer bist du? Wohin gehst du?

Kurde, sagte ich, die Zeiten sind schlecht geworden, aber vergiß nicht, daß wir Nachbarn sind. Ich sage dir als Nachbar, daß ich aus Ehnt bin, bei uns ist Hungernöth, das weißt du doch. Ich gehe nach Verdshan,* um für meine Kinder etwas Brot zu kaufen. Laß mich ruhig weiterziehen.

Nein, Armenier, du kannst mich nicht betrügen, du bist keine gute Frucht.

Kurde, du hast auch einen Gott; wie du siehst, habe ich keine Waffe bei mir, kein Messer in meiner Tasche. Und wenn ich zur wilden Bestie würde, was könnte ich mit zwei Händen anfangen? Ich bitte dich, laß mich weitergehen. Geh vor mir her, ich werde dich dem Gen-darmerieoberst übergeben.

* Stadt in der Provinz Erzerum.

Dem Gendarmerieoberst! Das war schon entsetzlich, weil sie uns bereits seit langer Zeit suchten.

Kurde, bringe mich nicht zum Gendarmerieoberst. Wenn mir auch von ihm keine Gefahr droht, so werde ich mich doch verspäten. Meine Kinder sind elend, sie sterben vor Hunger. Um Gottes willen, Kurde, Bruder, Nachbar, laß mich gehen. — Der Kurde blieb unerbittlich. Es ist mein Schicksal, dachte ich, und mit gesenktem Kopf ging ich voran. Was sollte ich auch tun? Er hatte die Gewalt. Die Flinte war auf seiner Schulter, der Dolch im Gürtel, das Schwert an seiner Seite. Was konnte ich mit meinen zwei Händen anfangen? Es war mein Schicksal. Wir gingen weiter.

Ringsum war alles schön, die Sonne klar, der Himmel hell, die Berge grün, die Blumen voll Duft, in der Luft schwirrende Vögel, überall Leben und Lust. Oben, sehr hoch in der Luft, schwebte ein Kranich, frei und kühn. Ich weiß nicht, warum ich, die ganze Schrecklichkeit meines Geschicks vergessend, auf diesen Vogel blickte, starr und lange.

Beneidete ich ihn vielleicht? Oder war es etwas anderes, das mich fesselte; ich wußte es nicht, aber ich blickte hin. Lange schwebte der Kranich umher, plötzlich fing er an, Stöße machend, herabzufliegen, und mit Pfeilschnellem Schlag stürzte er sich auf einen Hügel, der ganz in unserer Nähe war. Dort kroch eine Schlange, die der Kranich bemerkt hatte. Das Tier krümmte sich vor dem Flügelschlag des Vogels zusammen und versteckte seinen Kopf unter den Ringen seines Körpers. Es begann ein heftiger Kampf. Wir blieben beide stehen.

Siehst du, sagte der Kurde, der Armenier ist wie eine Schlange, und man muß ihn so erdrücken.

Ich antwortete nicht, ich sah nur hin. Der Kranich stieg herunter, schlug mit dem Schnabel nach der Schlange und ging über sie weg. Die Schlange benutzte die Zeit und bemühte sich zu fliehen, aber kaum hatte sie einige Bewegungen gemacht, so flog der schreckliche Feind wieder über ihrem Kopf. Die Schlange rollte sich wieder zusammen und verbarg wieder den Kopf. Der Kurde hatte recht. Zwischen dem Geschick der Schlange und dem meinen bestand große Ähnlichkeit. Die Schlange hat auch ihr Schicksal erreicht, sie findet keine Rettung mehr, dachte ich. Dieser Gedanke tröstete mich sogar ein wenig. Allmählich wurde der Kranich kühner, seine Schläge wurden häufiger und gefährlicher. Schließlich hielt er die Schlange

für genügend geschwächt, er stieg von ihr herab, und um sie herumgehend verfezte er ihr mit seinem langen Schnabel die letzten Stöße. Die Schlange hielt andauernd den Kopf verborgen und fuhr fort, sich anscheinend sehr schwach zu verteidigen. Der Kranich war jetzt ganz nahe bei ihr.

Plötzlich aber geschah etwas Merkwürdiges. Das halbtote Tier raffte seine letzten Kräfte zusammen, steckte den Kopf heraus, öffnete seine Ringe, schnellte sich auf dem Schwanz empor, streckte sich wie ein Stab, und mit seinen todbringenden Ringen umschlang es den Hals des Kranichs. Vergebens waren alle Bemühungen des Vogels, seinen Hals aus den tödenden Ringen herauszuziehen. Er schlug mit den Flügeln, rieb mit dem Schnabel die Erde, er zerrte nach rückwärts, ging wieder vorwärts, rollte sich über die Erde und versuchte, wieder aufzustehen, zu fliegen, zu entfliehen — vergebliches Bemühen. Die verzweifelte Wut der Schlange war furchtbar. Ihre Ringe preßten und preßten zusammen, und endlich streckte sich der Vogel leblos auf dem Rand des Hügel aus. Die Schlange zog sich zurück und verschwand.

Der Kurde schwegte jetzt. Er sah mich an, unsere Augen begegneten sich, und einige Sekunden lang waren wir unfähig, den Blick voneinander abzuwenden. Jeder von uns bemühte sich zu verstehen, was sein Gegner in diesem Augenblick dachte. Es war kein Zweifel, daß die in unser beider Gehirn brütenden Gedanken furchtbar waren. Das verstanden wir, das lasen wir gegenseitig in unseren Augen. Sind die Augen nicht die unwillkürlichen Vertreter unseres Gedankens? Ich verstand, daß diese Bestie, über den unerwarteten Sieg der Schlange erboßt, beschlossen hatte, mich zu töten. Das las ich sehr gut in seinen Augen, deren Ausdruck jetzt noch böshafter war. O, ich verstand die Augen des Kurden. Aber auch ich überlegte. Der Kampf zwischen der Schlange und dem Kranich hatte auch in mir eine Umwandlung hervorgebracht. Ich hatte noch nie gehört, daß eine Schlange imstande sei, einen Kranich zu erwürgen. Es ist bekannt, daß der Kranich der todbringende Feind der Schlange, ihr verkörpertes Schicksal ist. Wie geschah es nur, daß heute dieses Schicksal sich nicht erfüllte? Wurde nicht einmal ein so ekelhaftes Tier wie die Schlange ungerechterweise ein Opfer des Kranichs, sollte dann mein Schicksal durch diesen Kurden bestimmt werden? Nein, das Schicksal ist ein Irrtum, dachte ich. Ich muß einen Ausweg suchen.

Und ich fing an nachzudenken, lange, lange. Ich suchte nach einem Mittel, aber was blieb mir! Nicht einmal ein Messer hatte ich. In diesem Augenblick fiel mein Auge auf den hübschen Dolch des Kurden, den er in seinen Gürtel gesteckt hatte. Ach, wenn der wenigstens in meiner Hand wäre, nur der!

Geh, schrie der Kurde, was bleibst du stehen?

Ich bewegte mich vorwärts. Wir traten in eine Schlucht ein, in eine öde, menschenleere Schlucht. Der Kurde fing an umherzuschauen, seine Bewegungen wurden unruhig. Es scheint, daß auch der Übeltäter im entscheidenden Augenblick vor seinem Opfer wohl zittern kann.

Er nahm häufig das Gewehr von der Schulter und warf es wieder über. Ich fühlte, daß mein Ende nahe war, aber ich wollte nicht mehr sterben. Wenn die Schlange ein Recht hat zu leben, dann kann der Mensch nicht jenes Rechts beraubt sein. Ich verlangsamte allmählich meine Schritte. Ich durfte auf keinen Fall vor dem Kurden bleiben, das war gefährlich.

Schnell, schnell, geh, drängte der Kurde. Er bemühte sich beständig, daß ich vor ihm bliebe; das war klar. Ich aber bemühte mich, mit ihm gleichen Schritt zu halten.

Wir schienen uns beide zu verstehen, wir kämpften schweigend einen Kampf um Leben und Tod, der besonders furchtbar war durch seine tödtliche Heimlichkeit.

Ich blieb plötzlich stehen, denn ich mußte meinen Sandalenriemen befestigen. Der Kurde trat neben mich und blieb gleichfalls stehen. Ich beobachtete, ohne den Kopf zu erheben, von unten seine Stellung. Er stand aufgerichtet an meiner rechten Seite, der weiße Griff des Dolches leuchtete aus dem Gürtel hervor.

Mach schnell, daß du zu Ende kommst, Armenier, rief er jornig, als er meine Langsamkeit bemerkte.

Ich hob plötzlich den Kopf empor, riß im Augenblick den Dolch aus dem Gürtel des Kurden, und bevor er erstarrt und erschreckt einen Versuch machte, sich zu verteidigen, stieß ich den leuchtenden Stahl mit furchtbarer Gewalt bis zum Griff in seine Brust hinein. Einen Augenblick brüllte er auf, dann stürzte er zu Boden. Ich war gerettet. Und dies hier ist der Dolch, der mich rettete."

Der Chai zog aus seinem Gürtel einen Dolch mit Eisenbeingriff und legte ihn vor die Anwesenden hin. Vor der Lampe warf die leuchtende Klinge einen kalten Strahl. Alle waren auf die Knie gesunken und betrachteten schwei-

gend dieses furchtbare Werkzeug, das in der schwachen Hand des Menschen den verwickelten Knoten des Schicksals gelöst hatte. Der kleine unbedeutende, elende Chai war in aller Augen zum Helden geworden. Er war ein Riese, er herrschte über sein Schicksal. Er spottete darüber. Und er hatte recht.

"Ich glaube nicht an das Schicksal," wiederholte der Chai, dieses Mal in stolzer Haltung, aber seine Worte brachten jetzt weder Lachen noch Zorn hervor, sondern Achtung und Gedanken, Gedanken, ershöfende Gedanken, befreiende, heilige Gedanken.

Der Chai nahm seinen Dolch wieder auf, steckte ihn in den Gürtel und ging hinaus. Die anderen blieben stumm.

Draußen heulte der Wind weiter, aber er erzählte nicht mehr von der starken Macht des Schicksals. Unter den mannigfachen Klängen des Windes unterschieden die Menschen jetzt Stimmen, die unaufhörlich „Rache, Rache!“ riefen.

o o o

Warum die Schildkröte einen kurzen Schwanz hat.

Kreolenmärchen aus Louisiana in Nordamerika.

Eines Morgens ganz früh stand das Kaninchen auf und verspürte einen Hunger, daß ihm der Magen knurrte. Es durchsuchte seine Wohnung nach allen Richtungen, fand aber nichts zu essen. Da machte sich's auf, zur Gevatterin Hyäne zu gehen, und als es bei ihr ankam, knabberte diese gerade an einem Knochen.

„Holla, Gevatterin, ich wollte mit dir frühstücken, ich sehe aber, du hast nichts Besonderes, was du mir vorsetzen könntest.“

„Die Zeiten sind jetzt schlecht, Gevatter Kaninchen, ich habe nichts Eßbares mehr in meiner Wohnung, bloß dieser Knochen hier ist noch übrig.“

Das Kaninchen überlegte eine Weile.

„Nun wohl, Gevatterin Hyäne, wenn du Lust hast, wollen wir auf die Jagd nach Schildkröteneiern gehen.“

„Topp, gehen wir sogleich!“

Die Hyäne nahm Korb und Hacke, und so gingen sie den Fluß entlang zum Walde.

„Gevatter Kaninchen, ich gehe nicht oft auf die Schildkröteneierjagd, ich weiß sie nicht recht zu finden.“

„Sei ohne Sorge, Gevatterin, ich werde jedesmal die Stellen ausfindig machen, wo

die Schildkröten ihre Eier hinlegen, und du wirst sie dann ausgraben."

Als sie an die Ebene des Flusses kamen, fing das Kaninchen an, langsam zu gehen und aufmerksam bald hierhin, bald dorthin zu blicken. Plötzlich blieb es stehen.

"Gevatterin Hyäne, die Schildkröte hält sich für sehr schlau. Sie scharrt die Erde mit ihren Pfoten weg und legt ihre Eier in das Loch, dann tut sie etwas Sand darauf, und zuletzt verstreut sie ein paar Blätter über dem Nest. Siehst du diesen Erdhaufen? Nimm die Blätter ab und grabe mit deiner Hacke, du wirst hier sicherlich Eier finden."

Die Hyäne tat nach des Kaninchens Befehl, und bald sahen sie eine Menge Eier in der Höhlung glänzen.

"Gevatter," sagte die Hyäne, "du bist viel schlauer als ich, es behagt mir wohl, dich zum Freund zu haben."

Das Kaninchen teilte die Eier, gab der Hyäne die Hälfte und sprach: "Ich habe jetzt großen Hunger und will meine Eier gleich essen."

"Wie du willst, Gevatter! Ich will die meinigen zu meiner Frau tragen und sie kochen lassen."

Sie gingen noch ein gutes Stück und fanden viele Eier. Das Kaninchen aß seinen Anteil immer gleich auf; die Hyäne mochte keine rohen Eier, darum tat sie sie alle in ihren Korb.

"Gevatterin," sagte das Kaninchen, "ich werde müde, ich glaube, es ist jetzt Zeit, nach Hause zu gehen."

"Ich habe auch genug Eier für heute, Gevatter, kehren wir also um!"

Während sie nun so gingen, dachte das Kaninchen bei sich:

"Die Hyäne kann keine Schildkröteneier finden, ich habe sie allein gefunden, darum gehören sie mir. Ich muß nachdenken, wie ich sie mir wieder verschaffe."

Schon waren sie beinahe zu Hause, da sagte das Kaninchen:

"Gevatterin, ich habe vergessen, meiner alten Mutter Eier mitzubringen. Du könntest mir wohl ein Duzend leihen, ich werde sie dir ein andermal wieder geben."

Die Hyäne gab ihm ein Duzend Eier, und sie trennten sich. Das Kaninchen legte das Duzend in seine Hütte, dann ging es wieder zur Hyäne. Und als es in der Nähe ihrer Wohnung war, fing es an zu klagen und sich den Leib zu halten. Die Hyäne kam heraus.

"Was hast du, Gevatter? Es sieht aus, als ob es dir nicht gut ginge."

"Ach, Gevatterin, die Schildkröteneier haben mich vergiftet. Ich bitte dich, hole schnell den Arzt."

"Ich laufe, so schnell ich kann, Gevatter!"
Sobald die Hyäne fort war, ging das Kaninchen in die Küche und begann die Eier zu essen.

"Gott sei Dank, ich kann mich heute tüchtig vollstopfen, der Arzt wohnt weit, da habe ich Zeit, alles aufzueffen, ehe sie kommen."

Als es beinahe fertig war, hörte es die Hyäne draußen sagen:

"Es freut mich sehr, Doktor Meerkake, daß ich Sie unterwegs getroffen habe, mein Freund ist sehr krank."

Da galt es keine Zeit zu verlieren, das Kaninchen öffnete das Fenster und sprang hinaus. Die Hyäne kam nun in ihre Hütte, doch sah sie das Kaninchen nicht. Sie ging in die Küche, da lagen die Eierschalen verstreut umher. Das Kaninchen hatte sich schon in Sicherheit gebracht. Gevatterin Hyäne raufte sich die Haare, so außer sich war sie. Dann lief sie gleich dem Kaninchen nach. Das hatte aber so entsetzlich viel gegessen, daß es nicht schnell laufen konnte. Als es sah, daß die Hyäne ihm zu nahe auf den Fersen war, verkroch es sich in ein Baumloch. Da rief die Hyäne die Schildkröte an, die gerade des Wegs daherkam.

"Gevatterin Schildkröte, ich bitte dich, bewache das Kaninchen, das mir alle meine Eier gestohlen hat. Ich hole unterdessen meine Hacke, um den Baum umzuhacken."

"Geh nur schnell, Gevatterin, ich werde den Schelm schon bewachen."

Als die Hyäne fort war, sagte das Kaninchen:

"Gevatterin Schildkröte, sieh in dies Loch, ob ich Eier darin habe."

Die Schildkröte sah hinein, da warf ihr das Kaninchen vermodertes Holz in die Augen. Schnell lief die Schildkröte zum Flusse, um sich die Augen auszuwaschen, aber unterdessen entschlüpfte das Kaninchen. Und als die Hyäne kam, um den Baum zu fällen, sah sie, daß das Kaninchen schon entflohen war. Da wurde sie so zornig, daß sie zur Schildkröte an den Fluß ging und ihr mit der Art den Schwanz abhackte.

Darum ist auch bis heute der Schwanz der Schildkröte so kurz.

Verantwortlich für die Redaktion:

Frau Maria Jettin (Bundel), Wilhelmshöhe,

Post Degerloch bei Stuttgart.

Druck u. Verlag J. B. Metz Nachf. G. m. b. H. Stuttgart.